

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	93 (1999)
Heft:	7-8
 Artikel:	Von Glückel von Hameln zu Hannah Arendt : jüdische Frauen zwischen Tradition und Moderne
Autor:	Wicki, Maja
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-144180

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Glückel von Hameln zu Hannah Arendt

Jüdische Frauen zwischen Tradition und Moderne

Maja Wicki, Philosophin, Psychoanalytikerin und Publizistin, hat diesen Text an der Jubiläumsfeier «150 Jahre Israelitische Gemeinde Biel» Mitte November 1998 vorgetragen. Die Autorin erläutert zunächst, was sie unter «Tradition» versteht, insbesondere unter jüdischer Tradition innerhalb der europäischen Diaspora, gerade auch was die Rolle und die Aufgaben der Frauen betrifft. Anschliessend geht Maja Wicki der Frage nach, was in diesem Zusammenhang «Moderne» heisst. Es folgen bewegende Porträts von Frauen, die mit ihrer persönlichen Entwicklung im Spannungsfeld von Herkunft und gesellschaftlicher Veränderung standen.

Red.

Sind Tradition und Moderne vereinbar?

Sind Tradition und Moderne vereinbar? Was sich heute angesichts grosser gesellschaftlicher Umwälzungen wie eine neue Frage stellt, bedeutete seit Jahrhunderten für jüdische Frauen die Frage des *persönlichen Wegs*, ohne dass sie damit die Zugehörigkeit zum Judentum in Frage gestellt hätten. Vielen von ihnen, ob sie im 17. oder im 20. Jahrhundert lebten, gelang es mit grosser Eigenständigkeit, zugleich «*treu ihrem Glauben, treu ihrem Volk und treu zu sich selbst zu sein*», wie *Berta Pappenheim* über *Glückel von Hameln* schrieb, wobei mit «*treu zu sich selbst*» die Zustimmung zum eigenen Wissens- und Tätigkeitshunger gemeint ist, zu den eigenen Entfaltungsmöglichkeiten und -wünschen, zu einer Existenz auch «draussen» in der «Welt», eventuell selbst der eigenen Zeit voraus – kurz, zu einem Leben, das von einer jahrhunderalten patriarchalen Ordnung her nur den Männern zustand, für die Frauen aber als unschicklich galt.

«Schicklichkeit» und «Unschicklichkeit» waren nicht mehr gesellschaftliche Kriterien des richtigen oder unrichtigen Handelns vom Augenblick an, wo die einzelnen Frauen *Selberdenken* und *Eigenverantwortung* den disziplinierenden und kontrollierenden patriarchalen Verhaltensvor-

schriften entgegenstellten oder diese von der Frage der Religion und der Herkunft unterschieden. Gerade das kennzeichnete den Aufklärungsgehalt der Moderne. Dabei haben Emanzipation, Assimilation und Akkulturation die jüdischen Frauen sehr unterschiedlich erfasst, und bis heute gibt es, nicht anders als in allen anderen Religionen, eine enorme Bandbreite von Gestaltungsmöglichkeiten jüdischen Frauenlebens. Ich werde darauf eingehen, von den in der Orthodoxie tradierten Gestaltungsmöglichkeiten bis zu den frei gewählten. Jedoch möchte ich gleich von Anfang an klarmachen, dass jüdische «Tradition» einerseits und «patriarchale» Ordnung andererseits Verschiedenes bedeuten, und dass «Moderne» mehr beinhaltet als Neuzeitlichkeit. Die Begriffe auseinanderzuhalten und deren kontextuelle, auch gesellschaftliche und politische Verwendung zu klären, gehört zu den wichtigen philosophischen Aufgaben.

«Tradition», aus dem lateinischen «*tradere*» (übergeben, überliefern) und dem daraus gebildeten Substantiv «*traditio*», hat in erster Linie mit der *Weitergabe von Wissen* zu tun. Dabei geht es weniger um Glaubensinhalte (der Glaube ist immer die persönliche Beziehung des Menschen zu Gott), als um Herkunft und Kultur, insbesondere um die Kenntnis der Zeremonial-

gesetze im Tages- und Jahresablauf, sowie um die dabei zu erfüllenden geschlechts-spezifischen Aufgaben. Dieses Wissen um Herkunft und Kultur schafft jene Zugehörigkeit, die das Fortbestehen des Judentums in der Zerstreuung – in der Diaspora – bis zum heutigen Tag gewährleistet hat. Vielleicht ist ein kurze Erläuterung zur jüdischen Diaspora nötig, um zu verstehen, was der Lebenshintergrund der Frauen war, die ich darstellen werde.

Der Lebenshintergrund der Diaspora

Die Diaspora hatte sich schon lange vor der Zerstörung des Zweiten Tempels im Jahre 70 ergeben. Sie ist durch eine *vierfache Verhältnishaftigkeit* gekennzeichnet:

1. *Die Thora oder das Verhältnis des Volkes zum einen Gott* hat die Form und Bedeutung eines – zum Monotheismus verpflichtenden – Vertrags, der unauflöslich ist und der weder vom Bestehen eines Staatswesens noch vom Bestehen des Tempels abhängt, sondern das Volk in seiner Geschichtlichkeit einbindet.

Mit der Thora und mit der Befolgung ihrer Gebote wurde und ist *das erste, wichtigste und massgebliche Verhältnis* geknüpft, welches das Judentum in der Zerstreuung zusammenhielt und weiter zusammenhält, ein Verhältnis, das rein geistig definiert ist und das sich als *Auserwähltheit, Erinnerung und Tradition* versteht.

2. *Das innerjüdische Verhältnis* besteht in der Organisation von gemeinsamem Gebet, gemeinsamem Studium und gemeinsamer Auslegung der Thora, von Gottesdienst, Gerichtsbarkeit und Gemeindeobliegenheiten (Rituale zu Beschneidung, religiöser Unterricht von Knaben und Mädchen, Weiterbildung der männlichen und der weiblichen Gemeindemitglieder, Bar/Bad Mizwa, Heirat, Beerdigung etc.). Mit der Organisation des Steuerwesens und der Wohltätigkeit entwickelte sich sodann eine besondere, über die Religion definierte *Kultur*. Diese wiederum führte zu dem von den Antisemiten immer wieder angegriffenen «jüdischen Zusammenhalt». Seit 1948 kommt das Verhältnis zum *Staat Israel* hinzu.

Für die *Frauen* gab und gibt es im inner-jüdischen Bereich spezifische Aufgaben: das Führen des Haushalts gemäss den Kaschrut-Regeln, die Vorbereitung und feierliche häusliche Gestaltung der Festtage, die Erziehung der Kinder, in orthodoxen Haushalten auch das wöchentliche Brotteigopfer (indem sie vom Teig für die Sabbatbrote die Challah, ein Stücklein, absondern), sodann die Mikwah (das rituelle Tauchbad nach jeder Menstruation und nach einer Geburt), vor allem aber das Entzünden und Segnen der Sabbatkerzen. Den Frauen kommt, gewissermassen als höchste Auszeichnung, die Weitergabe des Judentums zu, da für das Jüdischsein die matrilineare Herkunft zählt.

3. *Das Verhältnis zu den Gastländern, zu den Nichtjuden und insbesondere zu den Antisemiten* bewirkte noch immer – ob in Zeiten der Toleranz, der Blüte oder der Bedrängnis, der Verfolgung, ja Vernichtung –, dass die Juden als *Minderheit, als die Anderen* sich in kultureller *Opposition* zur Mehrheit oder zu Mehrheiten befanden. Aufgrund dieser Stellung erlebten sie ihre *Existenz* häufig als unsicher und bedroht, als *tragisch*. Andererseits entwickelten sie aus der Erfahrung dieser spezifischen Opposition heraus besondere Fähigkeiten wie Skeptizismus, Witz, Solidarität untereinander und Solidarität zu anderen Menschen in Bedrängnis sowie ein besonders ausgeprägtes Rechts- und Gerechtigkeitsempfinden. Das Verhältnis war und blieb auch nach der öffentlich-rechtlichen Emanzipation im Zusammenhang mit der westlichen Aufklärung prekär, und dies trotz der geforderten und jüdischerseits teilweise bereitwillig erbrachten Assimilation.

Aus diesem Verhältnis folgten vielfältige Loyalitäts- und Persönlichkeitskonflikte bis zum Selbsthass, aber auch schöpferische Umsetzungen – d.h. künstlerische Betätigungen und soziales, politisches oder wissenschaftliches Engagement. Die schöpferische Umgestaltung diskriminierender jüdischer Lebensbedingungen war häufig gerade für die Frauen das, was ihnen die *Überwindung der geschlechtsbedingten Diskriminierungen* erlaubte: Eine Viel-

zahl von Lehrerinnen, von Gründerinnen und Leiterinnen sozialer Werke, von Revolutionärinnen, Ärztinnen, Schriftstellerinnen, Denkerinnen mag dies deutlich machen.

4. Das Verhältnis zur Zeit ist messianisch bestimmt, immer zugleich auf den «Uranfang» und auf die Zukunft gerichtet. In dieser Bestimmung schafft es, gemäss Hermann Cohen, den «tragischen Begriff» des jüdischen Menschen, was zugleich dem Leiden Israels in der Verbannung (seit den Propheten, in jüngerer Zeit erneut seit der lurianischen Kabbala) Sinn gibt. Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts kam zur religiös definierten Ausrichtung auf die Zukunft zusätzlich die säkulare Sinndimension des Zionismus hinzu, der auch eine Art säkularer Glückserwartung einschloss.

Während die messianische Zeitdimension weiterbestehen bleibt, ist die zionistische seit der Konstitution des Staates Israel gewissermassen zur postzionistischen geworden. Mag sein, dass die Zeit-Theorien, die wir bei Henri Bergson, Albert Einstein, Walter Benjamin, Hannah Arendt, Margarete Susman und bei anderen jüdischen Denkern und Denkerinnen finden, ihren Ursprung im spezifisch jüdischen Verhältnis zur Zeit haben. Hannah Arendts Verständnis der Natalität, eines Kernbegriffs ihrer Philosophie, ist eigentlich nur aus der Bedeutung des jüdischen Zeitverhältnisses heraus zu verstehen. In der Natalität, die der Mortalität entgegensteht, ist die Freiheit eines jeden Menschen begründet, die Möglichkeit zum Neubeginn, allein aufgrund der Tatsache, dass er geboren wurde. So ist die Freiheit des Menschen, sein höchstes Gut, immer von neuem das Geschenk einer Frau an ihr Kind.

Moses Mendelssohn – Denker der jüdischen Emanzipation

Ich denke, dass Tradition in der Weitergabe und Vermittlung dieser vierfachen Verhältnishaftigkeit in ihrer religiösen, existentiellen und weltlichen Komplementarität zu verstehen ist. So sollte es eigent-

lich einleuchtend und klar sein, dass Tradition und persönliche Weiterentwicklung einerseits, Tradition und gesellschaftlicher Fortschritt andererseits sich nicht ausschliessen, auch nicht bei Frauen. Doch so klar war dies und ist dies keineswegs. Was die Moderne bewirkt hat – die rechtliche Emanzipation und politische Gleichberechtigung der Juden als Volk (allerdings noch nicht der Frauen), die Möglichkeit der freien Berufsausübung und der freien Wohnsitzwahl sowie die Teilhabe an den politischen und gesellschaftlichen Prozessen des Landes, in welchem man lebte, d.h. die aktive Mitgestaltung auch der gesamtgesellschaftlichen Lebensbedingungen, die Überwindung autoritärer Unterwerfungsclichés in allen Bereichen, die Abstützung nicht mehr auf religiöse oder andere Autoritäten, sondern auf die alleinige Selbstverantwortung im Urteilen und Handeln, die ausschliessliche Rechenschaftspflicht dem eigenen Gewissen gegenüber –, all dies steht der Herkunftsbindung, der Bindung an das Judentum, eigentlich nicht entgegen.

Moses Mendelssohn (geb. 1729 in Dessau, gest. 1786 in Berlin) war der bedeutende Denker der jüdischen Emanzipation, der – aus dem Judentum und für das Judentum – die hohen Ideen der Aufklärung nicht nur teilte, sondern selber dachte, insbesondere die Ideen Lessings von der Ebenbürtigkeit und vom gleichen Recht aller Menschen, unabhängig von Religion oder sozialer Herkunft als Menschen in Freiheit leben zu dürfen.

Mendelssohns Vorbild in der furchtlosen Verbindung von gläubiger Tradition und Freiheit des Denkens war Baruch de Spinoza (geb. 1632 in Amsterdam, gest. 1677 in Den Haag), der grosse jüdische Philosoph, der mehr als ein Jahrhundert früher schon auf dem Selbstverständnis, letztlich auf der Ethik des eigenen Denkens, der selbstverantworteten Meinungsäusserung und Lebensführung bestand, auch gegen den Unterwerfungsanspruch seiner jüdischen Gemeinde, die über ihn den cherem sprach, weil er seine philosophischen Werke selber verantworten wollte.

So wie Spinoza lebte Mendelssohn selber gesetzestreu, ganz im Geist der Frömmigkeit, war gleichzeitig ein Philosoph und Gelehrter von europäischem Rang, und er kämpfte mit seinen Schriften für die bürgerliche Gleichstellung der Juden. Schon 1763 hatte er geschrieben, dass die entwürdigenden Diskriminierungen nicht länger zu ertragen seien: «*Es tut mir weh*», schrieb er in einer Bittschrift um einen Schutzbrief, «*dass ich um das Recht auf Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist.*» Mendelssohn leistete zugleich einen Beitrag zur Frauenemanzipation, indem er das grosse und dringende Bedürfnis der Frauen nach ebenbürtiger Bildung und nach Wissen ohne Vorbehalt anerkannte und seine Töchter mit den bei ihm lernenden jungen Männern gemeinsam die sog. Morgenstunden besuchten liess, in denen er täglich von fünf Uhr in der Früh an das Lesen der Thora und Philosophie lehrte. In diesem Geist wuchs Brendel Mendelssohn, die spätere Brendel Veit und nochmals spätere *Dorothea Schlegel* auf. Doch von ihr später. Ich möchte ein wenig früher beginnen, um deutlich zu machen, wie und auf welchen Wegen jüdische Frauen aus dem Eingeschlossensein ins Haus, ins ausschliesslich private Leben, in ein welhaftes Leben heraustraten.

Glückel von Hameln

Glückel von Hameln, von der zuerst die Rede sein soll, 1645 geboren, war eine Frau aus der Generation Spinozas. Sie versuchte, Tradition *und* selbstbestimmtes Leben zu vereinbaren, obwohl die Bedingungen hierfür schwierig waren. Sie lebte im jüdischen *Ghetto von Hamburg*, wo im 17. Jahrhundert die Judenfeindlichkeit grasierte. Einige jüdische Familien wurden aber geduldet, wenn sie der Stadt das geforderte «Schutzzgold» zahlten, vor allem Händler, die mit ihren internationalen Beziehungen der Stadt Vorteile brachten.

Im Jahre 1691, mit 46 Jahren, begann Glückel, Tochter des Hamburger Diamantenhändlers Löb Pinkerle, ihre «*Sichronoth*», ihre Erinnerungen für ihre «*herzlie-*

ben Kinder» aufzuschreiben, «*dass (damit) ich nicht, Gott bewahr, in melancholische Gedanken sollte kommen*», wie sie festhielt. Denn zwei Jahre vorher war ihr Mann Chaijm (der) von Hameln (kam) gestorben. Sie nannte ihn ihren «*lieben Freund*» und ihren «*Tröster*». Während der dreissig Jahre ihrer Ehe hatte sie ihm nicht nur zwölf Kinder geboren, sondern ihm auch geholfen, einen florierenden Handel aufzubauen. Sie schreibt von ihm, er sei «*wacker*» und «*hilfreich*» gewesen, die «*reine Güte*», und er habe sie «*wie seinen Augapfel gehütet*».

Auf dem Sterbebett hatte Chaijm dem Rabbi klargemacht, dass Glückel nach seinem Tod keines männlichen Vormunds bedurfte: «*Meine Frau, die weiss von allem. Lasst sie tun, wie sie vordem zu tun gepflegt.*» So wurde Glückel zur selbständigen Händlerin und Geldverleiherin – wohl eine der ersten Frauen überhaupt, von denen wir genaue Kenntnis haben (dank ihrer eigenen Aufzeichnungen), die allein und ohne männliche Hilfe ihr Geschäft führten. Einen der Söhne, Löb, dem nichts gelang, der sich im Gegenteil immer wieder verschuldete, behielt sie bei sich, damit er nicht noch seine Geschwister in die Armut treibe. Glückel war noch erfolgreicher als ihr verstorbener Ehemann, eine tüchtige Geldverleiherin, sie fuhr sogar ins Ausland auf Messen. Sie hatte eine Strumpffabrik und ein eigenes Gewölbe zur Lagerung der Waren. Gleichzeitig sorgte sie dafür, dass alle ihre Kinder, auch die Töchter, lesen, schreiben und rechnen lernten wie sie selbst.

Nachts hielt sie im spezifischen Jüdisch-Deutsch jener Zeit, in hebräischen Lettern, fest, was sie, zum Teil noch zu Lebzeiten ihres Mannes, erlebt und entschieden hatte, aber auch, was sie sich überlegte und was sie ihren Kindern an Wissen weiterzugeben wünschte: *Betrachtungen zum Zeitgeschehen*, zu eigenen Geschäften und zu jenen von Verwandten und Bekannten, zu Abschnitten aus der Bibel und zu Legenden, auch die Geschichte ihrer Familie. Damit entstand nicht nur ein persönlicher Zeitspiegel, sondern das spannende Zeugnis einer unerschrockenen Verbindung von frommem, gottesfürchtigem Leben und

weiblicher Selbstbestimmung, und zugleich eine wichtige Dokumentationsquelle für das damalige jüdische Leben in den norddeutschen Städten.

So schrieb sie zum Beispiel: «*Wir haben in Hamburg kein Bethaus gehabt und auch gar kein Wohnrecht. Nur aus Gnade vor dem Rat – Gott erhöhe seinen Ruhm, sind sie dort gewesen. Doch sind die Juden zusammengekommen in ihren Wohnungen zum Beten, so gut sie nebbich gekonnt haben. Wenn solches die Räte der Stadt vielleicht schon gewust haben, haben sie doch gern durch die Finger gesehen. Aber als es Geistliche gewahr worden sind, haben sie es nicht leiden wollen und uns nebbich verjagt, und wie das schöchterne Schaf.*»

Glückel starb mit fast achtzig Jahren bei ihrer Tochter Esther. Sie war in Frieden alt geworden, es ging ihr gut, bis auf eine Enttäuschung: Nach elf Jahren – man könnte sagen erfolgreicher – Witwenschaft hatte sie wieder geheiratet, einen damals angesehenen Bankier. Doch der Bankier ging pleite und starb, und sie, die ihr ganzes Vermögen vertrauensvoll in dessen Geschäft eingebracht hatte, war zum Schluss allein noch auf die Fürsorge ihrer «*herzenslieben Kinder*» angewiesen.

Ihre fünf Bücher wurden erstmals 1896 veröffentlicht. Herausgeber war damals David Kaufmann, ein Lehrer an der Landesrabbinerschule Budapest, dessen Ehefrau weitläufig mit Glückel von Hameln verwandt war. Diese hebräisch gedruckte Ausgabe von Glückel von Hamelns Werk wäre vermutlich kaum beachtet geblieben, wenn sie nicht ins Deutsche übertragen und neu herausgegeben worden wäre, 1910, wiederum durch eine bedeutende Frau, eine der bedeutenden bürgerlichen Feministinnen, die zugleich eine ihres Judentums bewusste Jüdin und ebenfalls eine entfernte Verwandte Glückels von Hameln war: Bertha Pappenheim.

Chaile Kaulla

Bevor ich jedoch auf Bertha Pappenheim eingehen möchte ich doch kurz festhalten, dass es in der Nachfolge Glückels von Ha-

meln einige *bedeutende jüdische Geschäftsfrauen* gab, ja dass viele jüdische Frauen sich um Haushalt und Lebensunterhalt kümmern mussten, nicht zuletzt infolge der Tatsache, dass viele jüdische Männer sich auf das Thorastudium und den Austausch unter Gelehrten zurückzogen.

Eine unter ihnen, ein knappes Jahrhundert nach Glückel, war zum Beispiel Chaile (Karoline) Raphael Kaulla, 1739 in Buchau (Oberschwaben) geboren, aus einer wohlhabenden, den Gedanken der Aufklärung gegenüber aufgeschlossenen Familie, in der sie eine sorgfältige jüdische Erziehung genoss, aber auch in Deutsch unterrichtet wurde. Nachdem sie mit 18 Jahren Akiba Auerbach geheiratet hatte und eine Schar Kinder in die Welt setzte, sah sie ein, dass sie für diese auch zu sorgen hatte, da ihr Ehemann sich ganz dem religiösen Studium widmete. So führte sie zusammen mit ihrem Bruder das *Handelshaus Kaulla*, vertrat dieses als Chef in gegenüber Landesfürsten und Geschäftspartnern, weitete es vom Pferde- und Warenhandel zum Bankhaus aus, wurde Königlich Württembergische Hofbanquière und erhielt schliesslich 1807, zwei Jahre vor ihrem Tod, vom Haus Habsburg die «grosse goldene Ehrenkette mit Medaille». Immer blieb sie dabei eine fromme Jüdin, gesetzesestreu und wohltätig; mit ihrem Vermögen stiftete sie unter anderem eine Talmudschule in Hechingen und unterstützte zahlreiche karitative Einrichtungen. Die Bank Kaulla bestand bis 1924, als sie im Lauf der grossen Depression in der Deutschen Bank aufging.

So ergaben sich über die wirtschaftliche Tätigkeit erste *Ausbruchsmöglichkeiten*, nächst weitere über Bildung und rechtliche Emanzipation, über die Literatur, das Schreiben, das geistvolle Gespräch in den Salons. Ich werde nun auf die *Frauengeneration um 1800* herum zu sprechen kommen, welche die erste war, die ihre – nicht zuletzt – von Moses Mendelssohn erkämpfte rechtliche Emanzipation zu nutzen wusste. Es ist nicht verwunderlich, dass eine Reihe von jungen, begabten Frauen damals begannen, sich vom Leben ihrer

Mütter abzuwenden, von den typisch jüdischen wie den typisch weiblichen «Tugenden», und eigene Schritte in die Freiheit zu wagen, war doch die jüdische Herkunft verbunden mit der Erfahrung von Verfolgung, Verhöhnung und Ächtung, selbst durch «grosse» Denker wie Fichte, Herder oder gar Kant und Goethe (der in «Wilhelm Meister» eine Gesellschaft entwarf, in der es keine Juden gab).

Rahel Levin

Und auch *Weiblichkeit* ging einher mit grossen *Einschränkungen* in der Bildung wie auch mit vielen Zwängen in der Lebensgestaltung. So versuchten Frauen wie *Rahel Levin Varnhagen, Brendel Mendelssohn Veit* (ab 1804 Dorothea Schlegel), *Henriette Herz* und viele andere, insbesondere jüngere jüdische Frauen einerseits über die Taufe, andererseits über den Schritt in eine gebildete Öffentlichkeit, in die literarischen Salons, in Lesekreise und Adelsfamilien, über den Austausch mit Philosophen, Dichtern, Staatsmännern und Künstlern die Engnis ihrer Herkunftsbedingungen abzuschütteln – ohne dass dies auch immer wirklich gelang. Man muss die – noch vorhandenen – Briefe dieser Frauen lesen (zahlreiche wurden von ihnen selber vernichtet, wurden später verändert oder gingen verloren), um zu verstehen, mit welcher Sehnsucht sie danach strebten, einfach *Menschen unter Menschen* zu sein, und wie selten dies ihnen zugestanden wurde, trotz aller verzweifelten Bestrebungen und Bemühungen, trotz Geist, Berühmtheit und Mut, trotz einflussreicher nicht-jüdischer Freunde und Verbindungen.

1806 schrieb Rahel Levin an ihre Freundin Rebekka Friedländer: «Was ist es garstig, sich immer erst legitimieren zu müssen! – darum ist es ja nur so widerwärtig, eine Jüdin zu sein.» Oder, ein Jahr später: «Hier wird mir alles zu Rahel! Das heisst, zur abscheulichsten Situation. Nie erscheine ich die, die ich bin; ewig nimmt mich einer aus des anderen Hand!»

Rahel Levin, 1771 in Berlin geboren, nach der Heirat mit Karl August Varnhagen

im Jahre 1814 Rahel Varnhagen, ist eine der repräsentativsten und zugleich berührendsten Frauengestalten dieser Zeit, eine unermüdliche und unvergleichliche Briefeschreiberin, welthungrig, liebeshungrig, ungemein freundschafts- und sprachfähig, von «*leidenschaftlicher Ursprünglichkeit und ausserordentlicher Klugheit*», wie Hannah Arendt schrieb, die ihr eine nahe, mitempfindende Studie gewidmet hat. Rahel litt unter dem – nicht ablegbaren – Unglück ihrer «*infamen Geburt*», wie sie schrieb, als Frau, als Jüdin, «*nicht hübsch, ignorant, ohne grâce, sans talents et sans instruction, ah, ma soeur, c'est fini*». Und «*man ist arm*», wie sie hinzufügte. Sie hielt diesem Unglück, den vielen Enttäuschungen in der Liebe, den Zurückstellungen, Verlassenheiten und immer wieder betrogenen Sehnsüchten stand. Mit 43 Jahren liess sie sich taufen und trauen. Gleichzeitig begehrte sie auf gegen jede Anpassung. In den damaligen Weltstädten Berlin, Paris, Wien und Prag und in vielen kleineren Städten versuchte sie mit Prinzen, Fürsten, mit ihren Geschwistern, mit Freundinnen, mit Dichtern und Denkern alle Fragen der Existenz, des gesellschaftlichen Laufs und des Weltgeschehens abzuhandeln.

Doch muss dieselbe Rahel 1833, im Alter von 63 Jahren, kurz vor dem Tod, gemäss den Aufzeichnungen ihres Ehemanns, gesagt haben: «*Welche Geschichte! Eine aus Ägypten und Palästina Geflüchtete bin ich hier und finde Hilfe, Liebe und Pflege von euch! Mit erhabenem Entzücken denk' ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschicks, durch welche die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die grösste Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das jetzt missen.*»

So hat Rahel die – lange schmerzlich verweigerte – Tradition mit der Moderne zusammengebracht, wenngleich in deren prekärster, fragilster Ausformulierung.

Dorothea Schlegel

Ebenso leidenschaftlich, wenn nicht noch tragischer erscheint Dorothea Schlegels Schicksal, 1764 in Berlin als *Brendel Mendelssohn* geboren, Tochter und Moses Mendelssohns Tochter. Von diesen wurde sie schon als Vierzehnjährige an den Kaufmann und Bankier *Simon Veit* verlobt (was eigentlich erstaunt, da Brendels Eltern einander ohne Vermittlung aus Liebe selber gewählt hatten), den sie im Frühjahr 1783, mit 19 Jahren heiratet, und von dem sie sich nach 16 Ehejahren, 1799, vor dem Berliner Rabbinatsgericht scheiden lässt. Aus dieser Ehe hat Brendel zwei Söhne geboren, Jonas und Philipp Veit, die später als Maler berühmt sein werden.

Moses Mendelssohn stirbt am 4. Januar 1786; ein Jahr später gründen Brendel Veit, Henriette Herz sowie Alexander und Wilhelm von Humboldt in Berlin einen «*Tugendbund*», welcher der gegenseitigen Förderung sowohl in der Bildung als auch im «guten Leben» diente. Weitere Mitglieder wurden in diesen Kreis aufgenommen, Frauen und Männer. Und hier, im Salon von Henriette Herz, lernte *Friedrich Schlegel* 1997 Mme. Veit kennen, die sich seit einiger Zeit nicht mehr Brendel, sondern Dorothea nannte.

Die beiden wurden noch im selben Jahr ein Liebespaar, später folgte Dorothea, zusammen mit ihrem Sohn Philipp, Schlegel nach Jena, dann nach Paris, wo sie sich *protestantisch taufen* liess und anschließend mit Schlegel getraut wurde. Wenig später zog Schlegel nach Köln, Dorothea folgte ihm wieder mit ihrem jüngeren Sohn, sie fühlte sich aber vereinsamt, weder als Protestant noch als Jüdin angenommen, und 1808 trat sie mit Schlegel zum *Katholizismus* über. Ein Jahr später übersiedelte Schlegel nach Wien, und wieder folgte ihm Dorothea. Von 1818 bis 1820 lebte Dorothea bei ihren zwei Söhnen in Rom, die als religiöse Maler grossen Erfolg hatten. Auch die letzten zehn Jahre nach Schlegels Tod, von 1829 bis 1839, verbrachte Dorothea bei ihrem Sohn Philipp in Frankfurt a. M., wo sie mit 75 Jahren starb.

Was war mit Dorothea Schlegel geschehen? *Henriette Herz*, die sie seit der gemeinsamen Kindheit kannte, schreibt von ihr, nichts sei schön an ihr gewesen als «*das Auge, aus welchem freilich ihr liebenswürdiges Gemüt und ihr blühender Geist strahlten, aber sonst auch gar nichts, nicht Gesicht, nicht Gestalt, nicht Hand und Fuss*».

Als junge, begabte und im Mendelssohn'schen Haus gebildete Frau, gegen ihre Neigung mit einem Mann verheiratet worden, der zwar von hoher Moralität war, der aber ihrem Bedürfnis nach geistreichem Austausch in keiner Weise entsprechen konnte, hatte sie sich in einen damals erfolgreichen und liebenswürdigen nicht-jüdischen Schriftsteller verliebt – und alle Regeln der Sitte, der gesellschaftlichen Konvention und alle materielle Sicherheit hinter sich geworfen. Sie bezog eine eigene Wohnung und nahm es in ihrer Leidenschaft unbekümmert auf sich, einen Skandal zu bewirken.

Doch aus der freien Liebe folgte – von aussen gesehen – nicht viel Freiheit, sondern eine kaum verständliche *Unterordnung* unter Schlegel. Das materielle Leben war ungesichert. Sie schrieb und übersetzte unermüdlich, aber publizierte alle ihre Werke unter Schlegels Namen. Sie kam für das ganze materielle Auskommen auf, und als Schlegel zunehmend seine geistige Brillanz einbüsst, hielt sie dies lange verborgen, indem sie Bücher in seinem Namen schrieb und veröffentlichte. Was sie aus Liebe tat, trug ihr kaum Achtung, eher sogar Verachtung ein. So schrieb Karl August Varnhagen an seine Frau Rahel 1814 aus Wien (anlässlich des Wiener Kongresses), nachdem er die Schlegels kennengelernt hatte: «... ich kenne nichts Peinlicheres als eine Frau, die ihrer Selbständigkeit zu Gunsten des Mannes, und sei's auch der Liebhaber, mit Fleiss entsagt.»

Wie aber empfand dies Dorothea selber? Aus einem der letzten Briefe Dorotheas zitierte Henriette Herz in ihren Erinnerungen: «Alles, was wir Weltkinder sonst Poesie des Lebens genannt haben, das ist weit, weit! Ich könnte sagen wie du, ich bin es

satt. Aber ich sage es dennoch nicht, und ich bitte und ermahne dich: sage auch du es nicht mehr. Sei tapfer! Das heisst, wehre dich nicht, sondern ergib dich in tapferer Heiterkeit.» Dorothea selber schrieb als 47jährige in ihr Tagebuch: «...ich tat alles, was ich tat, ohne alle Absicht auf Ruhm oder um berüchtigt zu sein, sondern, ich bekenne es ehrlich, ganz unbefangen, bloss zu meiner eigenen Selbstzufriedenheit, ohne nur im Geringsten an die Welt zu denken.»

Dieser Begriff der «Selbstzufriedenheit» trat so, als Begründung des Handelns, wohl zum ersten Mal auf. Er zeigt an, dass Dorothea zu ihren Entscheiden und zu ihrer Lebensführung ohne inneren Zwiespalt stehen konnte, dass sie mit sich selber im Frieden war, obwohl von aussen gesehen eigentlich alles dagegen sprach. Gerade hierin, scheint mir, liegt eine der bedeutungsvollsten Auswirkungen der Aufklärung. «Selbstzufriedenheit» als Folge des Selberdenkens und des selbst verantworteten Lebens verweist auf eine neue Qualität der moralischen Selbstbefragung: auf die Übereinstimmung von eigenem Urteil und Handeln.

Henriette Herz

Diese Qualität scheint sich am klarsten, am ungetrübtesten bei Henriette Herz vorzufinden. Mit ihr will ich die Generation der jüdischen Frauen der Romantik, dieser Zeit der Sehnsüchte, der Umbrüche und Aufbrüche, beenden. 1764 wurde sie als *Henriette de Lemos*, Tochter eines sephardischen Arztes, geboren. Als 15jährige heiratete sie den viel älteren Arzt Marcus Herz, den sie liebte und der ihr, die schön, begabt, vielsprachig (den Brüdern Humboldt zum Beispiel gab sie Hebräischunterricht) und überaus belesen war, bis zu seinem Tod 1803 jeden Freiraum, den sie wünschte, und zugleich jeden Schutz gewährte. Henriette führte einen *Salon*, wie es kaum einen zweiten gab, wo sich alle geistvollen, irgendwie bedeutenden und ungewöhnlichen, jüngeren und älteren Frauen und Männer trafen und austausch-

ten, welcher Schicht und welcher Herkunft sie auch angehörten. Den Salons kam eine bedeutende Funktion der *Enthierarchisierung* der Gesellschaft zu, die sich, wie eine spielerische intellektuelle Revolution, über das in allen Schichten gleiche Bedürfnis nach geistvollem Gespräch einstellte.

Im Gegensatz zur jungen Rahel Levin oder Brendel Mendelsohn empfand Henriette Herz das *Jüdischsein und Frausein* nicht als Schmach. Trotzdem liess auch sie sich 1817, ein Jahr nach dem Tod ihrer Mutter, mit 53 Jahren, taufen. Die von ihr verfassten Erinnerungen und literarischen Porträts ihrer Freundinnen und Freunde sind von grosser, zugleich knapper Präzision, eine seltene Quelle des Wissens über die damalige, in geistiger und politischer Hinsicht so unruhige Zeit. 1847 starb Henriette Herz in Berlin.

Während die jüdischen Frauen der Romantik das Bedürfnis nach Veränderung an sich selbst vollzogen, richtete die nächste Generation, aus der ich zwei bedeutende Frauen, stellvertretend für die zahlreichen anderen, vorstellen möchte, den emanzipatorischen Elan nicht mehr nur auf sich und das eigene Leben, sondern zugleich *nach aussen*, auf die – auch innerjüdischen – sozialen und politischen Verhältnisse.

Bertha Pappenheim

Zu dieser Generation gehört Bertha Pappenheim. Sie wurde 1859 in Wien geboren und wuchs in einer orthodoxen, aber weltoffenen Familie auf. Als sie die «*Memoiren der Glückel von Hameln*» 1910 publizierte, war sie 51 Jahre alt. Sie lebte und wirkte als unverheiratete Frau in Frankfurt, als – damals schon berühmte – Exponentin jüdischer Sozialarbeit und Mädchenziehung, auch als Vorsitzende des von ihr gegründeten Jüdischen Frauenbundes, der 50 000 Mitglieder zählte. Bertha Pappenheim war Verfasserin von Romanen, Geschichten und Gedichten (unter dem Pseudonym Paul Berthold), von sozialpädagogischen und gesellschaftskritischen Aufsätzen (vor allem in den «Blättern des Jüdischen Frauenbunds», des JFB, den sie 1904 gegründet

hatte). Sie reiste in die Länder der Armut und des Aufbruchs – nach Russland und Polen sowie in das damalige Palästina. Sie kämpfte gegen den Mädchenhandel und die Prostitution armer jüdischer Frauen und gründete in Frankfurt das «Isenheimer Erziehungsheim», das sie mit grosser Strenge führte. Auch verfasste sie eigene Gebete für ihre Zöglinge, welche Margarete Susman herausgegeben und kommentiert hat.

Auf Bertha Pappenheims Anregung geht die Gründung der damaligen «Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden» zurück. Sie arbeitete eng mit *Jenny Apolant* zusammen, der Schwester Walter Rathenaus, welche ab 1907 den Aufbau und die Leitung der «Zentral- und Auskunftsstelle der Gemeindämter für die Frau» übernahm.

Mit ihrer vielseitigen Tätigkeit versuchte Bertha Pappenheim einerseits, ihr Bedürfnis nach Mütterlichkeit zu stillen, das in biologischer Hinsicht unerfüllt geblieben war, andererseits einen *Mangel jüdischer Mädchenerziehung* wettzumachen, unter dem sie selber so sehr gelitten hatte, dass sie als junge Frau aufs schwerste seelisch erkrankt war: den Mangel, als Frau nicht studieren zu dürfen, sich nicht auf einen Platz auch im öffentlichen Leben vorbereiten zu können, sondern nur für ein aufopferndes Leben in der eigenen Familie vorgesehen zu sein. Indem sie krank wurde, entzog sie sich der Ehe.

Berta Pappenheim war die «*Anna O.*», die der Wiener Nervenarzt Josef Breuer behandelte und deren Krankheits- und Heilungsgeschichte durch *Sigmund Freud* als der Anfang, ja als die Erfindung der Psychoanalyse geschildert wurde. Ihre ganze schöpferische Energie, ihre Tatkraft verlegte sie auf die Sozialarbeit, auf die Erziehung und «Rettung» gefährdeter jüdischer Mädchen aus armen und ärmsten Verhältnissen. 1930 veröffentlichte sie den Band «*Sisyphus-Arbeit*» mit ihren wichtigsten Recherchen und öffentlichen Reden.

Bertha Pappenheim starb 1936 an Krebs, nachdem sie zuvor noch von der Gestapo zum Verhör vorgeladen worden war. Die Kinder und Betreuerinnen des von ihr ge-

gründeten «Isenheimer Heims», auch Bertha Pappenheims engste Mitarbeiterin und Nachfolgerin *Hannah Karminski*, wurden 1942 nach Theresienstadt und später in die Vernichtungslager deportiert.

Neben der Sozialarbeit, in der nicht nur Bertha Pappenheim, sondern viele jüdische Frauen sowohl in den Gemeinden wie über diese hinaus in allen Bereichen der Gesellschaft ihre schöpferische Energie und ihre menschliche Verlässlichkeit in den Dienst von Schwächeren – von Kindern, von armen, kranken, einsamen und alten Menschen – stellten, müssen die *politischen Gesellschaftskämpferinnen* erwähnt werden, ob sie sich nun als Sozialistinnen, Gewerkschafterinnen, Kommunistinnen und/oder Zionistinnen verstanden. Als eine unter vielen bedeutenden Frauen will ich die viel zu wenig gewürdigte Alice Rühle-Gerstel vorstellen.

Alice Rühle-Gerstel

Alice Rühle-Gerstel, 1894 in Prag geboren, hatte Philosophie und Literaturwissenschaften studiert und 1921 über Friedrich Schlegels Aphorismen promoviert. Sie heiratete *Otto Rühle*, der an einer Synthese von Marxismus und Individualpsychologie arbeitete, wurde selber Adlersche *Psychoanalytikerin* und Verfasserin zahlreicher Schriften, bis sie als Jüdin und *Marxistin* durch die nationalsozialistische Verfolgung nach Mexiko ins Exil gezwungen wurde, gemeinsam mit ihrem Mann, mit dem sie die Schriftenreihe «Am anderen Ufer – Blätter für sozialistische Erziehung» und die Monatszeitschrift «Das proletarische Kind» herausgeben hatte.

Sie befasste sich in der Zwischenkriegszeit² insbesondere mit den Gründen der *Diskriminierungen* der Arbeiterinnen. Im Zentrum stand die Frage, warum die Forderung «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit» keine Chance hatte, durchgesetzt zu werden.

Sie kam dabei zu einem Schluss, der erstaunlich klingt: «*Der Arbeiter war durch die Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen, seine Frau und*

Tochter in die Fabrik zu schicken, weil das eigene Einkommen zum Unterhalt der Familie nicht zulangte, oder, wie bei den Hauswebern, auch völlig versiegte. In der Fabrik aber trat der Arbeiter der Frau und Tochter seines Kameraden mit Misstrauen gegenüber als einer Lohndrückerin und Arbeitsstehlerin. Darum erscholl von Seiten der Arbeiter alsbald die Parole: Frauen raus aus der Fabrik! Solange aber die Frauen billiger arbeiten, bleibt diese Parole dem Unternehmer gegenüber wirkungslos. Der Lohnausgleich kann, wenn er erreicht wird, nicht durch einen Lohnzuwachs der Frauen herbeigeführt werden, sondern nur durch eine Lohnkürzung der Männer, bestenfalls durch einen Kompromiss zwischen diesen beiden Strebungen. Deshalb lehnten breite Kreise der Arbeiterschaft die freiheitliche Forderung «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit» lange Zeit hindurch ab... Auf dem Arbeitsmarkt behandeln die Männer die Frauen wie fremde Einwanderer.»³

Dass es um die Lohnbedingungen der ausländischen Arbeiterinnen, der tatsächlichen «Einwandererinnen», vergleichsweise noch schlechter bestellt war (und weiterhin ist), liegt, Alice Rühle-Gerstel zufolge, in der Tatsache nicht nur der männlichen, sondern zusätzlich der weiblichen einheimischen Rivalisierungsangst und Desolidarisierung.

Gerade für die Ausländerinnen gilt, was Alice Rühle-Gerstel zu ihrer Zeit für die Arbeiterinnen generell festgestellt hat: «Sie teilen nicht nur das proletarische Schicksal der Männer, sondern müssen es in doppelter Schwere ertragen. Die Industriearbeit der Frau ist Mussarbeit im schärfsten Sinn. Sie ist schlecht entlohnt, sie stellt durch die räumliche und zeitliche Trennung von Berufsleben und Privatleben die Frau vor besondere Probleme. Sie bietet keine Aufstiegsmöglichkeit und wird gering gewertet. Die Unkollegialität der Männer, die Gegensätze zwischen Alten und Jungen, Verheirateten und Unverheirateten verschlechtern die Situation der Arbeiterin. Das Bewusstsein ihres Schicksals ist entweder überhaupt nicht vorhanden oder von

Groll und Zorn, Hoffnungslosigkeit und Angst entstellt. So stellt sich die Beziehung der Arbeiterin zu ihrer Arbeit dar als eine müde, mutlose Resignation gegenüber einem verhärteten Schicksal.»⁴

Nach dem Tod des Ehemannes nahm Alice Rühle-Gerstel sich 1943 im mexikanischen Exil das Leben.

Alis Guggenheim

So wie ich mit Alice Rühle-Gerstel eine beinah Unbekannte gewählt habe – neben Berühmtheiten, die vorzustellen wären, die ich ebenfalls bewundere, wie Rosa Luxemburg, Luise Kautski, Rosa Grimm und weitere Frauen in der Zeit zwischen revolutionärem Aufbruch und nationalsozialistischem Verhängnis –, so will ich noch auf zwei weitere ungewöhnliche, aber wenig bekannte Frauen hinweisen, die selbständig und bewusst ihren eigenen Weg zwischen Tradition und Moderne gingen: auf Alis Guggenheim im Bereich der Kunst und auf Regina Jonas, welche die erste und bis in die siebziger Jahre einzige ordinierte Rabbinerin war. Mit der Philosophin Hannah Arendt werde ich meine Frauenporträts und meine Überlegungen zu ihrem oft so schwierigen Weg zwischen Judentum und einem Platz in der Welt abschliessen.

Während ihres Lebens wurde Alis Guggenheim selten viel Anerkennung zuteil. 1954 erhielt die damals 58jährige Künstlerin den *Kunstpreis* für darstellende Kunst des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG) und im gleichen Jahr gewährte ihr Zürich erstmals eine grosse *Einzelausstellung* in der städtischen Galerie «Zum Strauhof», an der sie so gut verkaufen konnte, dass sie plante, eine Weltreise zu machen, per Ozeandampfer nach Neuseeland und Australien zu fahren, auf dem Rückweg in Israel Halt zu machen und überall unterwegs Freundinnen und Freunde zu besuchen und zu malen. Den Plan konnte sie nicht mehr realisieren, sie wurde schwer krank und starb 1958 in Zürich.

1896 war sie in Lengnau als drittes von sieben Kindern zur Welt gekommen, in einer armen, frommen jüdischen Familie,

die später nach Dielsdorf und schliesslich nach Zürich zog. Alis hatte ein Welschlandjahr absolviert, eine Lehre als Modistin gemacht, einen eigenen Salon eröffnet und geführt. Doch dann kam alles anders: Die Liebe zum fremden Mann, dem sie in Zürich auf der Strasse begegnete, zu *Mischa Berson*, einem verheirateten Arzt, der sich gleichzeitig mit Lenin in Zürich im Exil befand, dem sie 1917 nach Moskau folgte. Die Kommunistische Revolution, Moskau, das Kind Mischa Bersons, das sie in Moskau zur Welt brachte, von ihrer Liebe alleingelassen, in all ihren Hoffnungen alleingelassen. Sie kehrte mit dem Kind nach einigen Monaten nach Zürich zurück, Anfang Zwanzigerjahre ein Skandal, für sie ein Stolz und ein hartes Leben. Allein zog sie es auf, ohne Vormund, obwohl sie, die Mutter, nie ein regelmässiges Einkommen vorweisen konnte.

Dann der Weg in die *Kunst*, Skulpturen gestalten, malen, ein längerer Aufenthalt in Paris, das Alleinsein, die Ausgrenzung durch die bürgerliche Gesellschaft, der eigene Weg, die späteren Jahre in Muzzano, im Tessin, ein schweres Krebsleiden und der Tod 1958 in Zürich. Ein glühendes und generöses, bescheidenes, für die damalige Zeit ungewöhnliches und furchtloses Leben – das Leben einer schweizerischen Jüdin und Kommunistin, einer eigenwilligen und begabten Künstlerin.

Auch von diesem Leben haben wir Kenntnis dank ihrer eigenen Aufzeichnungen. Alis Guggenheim begann mit *Tagebuchnotizen* am Tag nach ihrem 18. Geburtstag, und bis kurz vor ihrem Tod hielt sie in irgendeiner Form fest, was ihr wichtig erschien, vor allem, was ihr schwer ertragbar erschien. Indem sie dies tat, indem sie schreibend für die existentiellen Widrigkeiten, für die Enttäuschungen und Sorgen, aber auch für die grossen Begeisterungen eine sprachliche Form fand, entlastete sie ihre künstlerische Arbeit davon. So gelang es ihr, in den Plastiken, Malereien und Keramiken nur demjenigen Ausdruck zu geben, dem sie zustimmen konnte: der Natur, der menschlichen Gestalt, dem liebenden Verhältnis von Menschen, dann, in

der letzten Schaffensphase, den Erinnerungen an die dörfliche, von den jüdischen Familienfesten geprägte Kindheit. Alis Guggenheims Schreiben hatte somit keinen – primär – literarischen Zweck, sondern entsprach einem Bedürfnis nach Realitätsverarbeitung, das sie erfüllen musste, um überhaupt schöpferisch arbeiten zu können.

Regina Jonas

Ein glühendes Leben ganz anderer Art war dasjenige von Regina Jonas. Sie kam 1902 in Berlin zur Welt, und ihren Weg zur *Rabbinerin* ging sie ganz gerade. Nach dem Abschluss des Gymnasiums besuchte sie während sechs Jahren, von 1924 bis 1930, die Hochschule für Wissenschaft des Judentums in Berlin. Ihre religionsgesetzliche Prüfungsarbeit betraf die Frage ihres eigenen Wegs: «Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden?» Ein damals berühmter Talmudprofessor, *Eduard Baneth*, schrieb als Schlussfolgerung seiner Begutachtung: «*Ausser Vorurteil und Ungehobtsein steht halachisch fast nichts dem Bekleiden des rabbinischen Amts durch eine Frau entgegen.*»

Schliesslich wurde Regina Jonas 1935 das Rabbinatsdiplom ausgehändigt und bescheinigt, dass sie nicht nur fähig, sondern auch geeignet sei, das rabbinische Amt zu bekleiden. Die Frage der Anstellung war schwieriger. Zuerst unterrichtete sie einfach Religionslehre, ab 1937 wurde sie von der Jüdischen Gemeinde zu Berlin offiziell ins Beamtenverhältnis aufgenommen, mit dem Auftrag, «rabbinisch-seelsorgerische Betreuung in den Sozialanstalten der Gemeinde auszuüben». Sie war eine gesuchte Vortragsrednerin, sie sprach häufig zur Stellung der jüdischen Frau.

Ab 1938 vertrat sie zunehmend Gemeinderabbiner, die ausgewandert oder deportiert worden waren, und zu diesem Zweck reiste sie quer durch Deutschland. Sie wurde zur Zwangsarbeit in einer Berliner Kartonagefabrik verpflichtet, setzte aber ihre rabbinische Tätigkeit bis 1942 fort, als auch sie verhaftet und nach Theresienstadt

deportiert wurde, zusammen mit ihrer Mutter. Auch dort war sie als Seelsorgerin tätig, hielt Vorträge und unterstützte *Victor Frankl* in seiner Tätigkeit. Am 12. Dezember 1944 wurde Regina Jonas nach Auschwitz deportiert, von wo sie nicht mehr zurückkehrte.

Im Theresienstädter Archiv findet sich eine Notiz zu einer Predigt: «*Unser jüdisches Volk ist von Gott in die Geschichte gesandt worden als ein ‹gesegnetes Volk›. Von Gott ‹gesegnet› sein heisst, wohin man tritt, in jeder Lebenslage, Segen, Güte, Treue spenden. Demut vor Gott, selbstlose, hingebungsvolle Liebe zu seinen Geschöpfen erhalten die Welt. Diese Grundpfeiler der Welt zu errichten war und ist Israels Aufgabe. Mann und Frau, Frau und Mann haben diese Pflicht in gleicher Treue übernommen. Diesem Ideal dient auch unsere ernste, prüfungsreiche Theresienstädter Arbeit. Diener Gottes zu sein, als solche rücken wir aus irdischen in ewige Sphären.»*

Hannah Arendt

Die Frage, was die Welt erhält, was sie vor der totalen Destruktivität schützt, stellte sich nicht allein die Rabbinerin. Diese Frage stand auch für Hannah Arendt im Mittelpunkt ihrer *philosophischen Arbeit*, bei der sie die grossen Theorien der antiken griechischen Denker, Augustins (über dessen Liebesbegriff sie doktorierte) und Kants sowie wichtiger Theoretiker der politischen Theorie benutzte, um die Geschichte des Zusammenlebens der Menschen zu verstehen. Sie befasste sich mit der Geschichte der Macht und des Machtmissbrauchs, der Ideologien, insbesondere des Antisemitismus, der zu einem konstituierenden Teil des Nationalsozialismus wurde, sodann der Herrschaftsformen des Imperialismus und des Totalitarismus überhaupt in all seinen menschenverachtenden Elementen und Folgen.

Hannah Arendt wurde 1906 in Hannover geboren und zog mit den Eltern nach Königsberg, wo der Vater 1913 nach einer schweren Krankheit starb. Einige Monate

zuvor war im selben Haus auch der Grossvater väterlicherseits gestorben. Hannah wuchs bis in die frühe Adoleszenz allein bei ihrer Mutter auf, die aus einem angesehenen Königsberger Haus stammte. Martha Arendt war selber furchtlos und engagiert, Mitglied der damals verbotenen sozialistischen Partei wie schon der verstorbene Paul Arendt. Die Mutter prägte ihrer Tochter ein, *sich nie zu ducken*, und ermöglichte ihr, ganz ihren Bedürfnissen entsprechend zu lernen, sich zu bilden und Freundschaften zu pflegen.

Hannah Arendt studierte Theologie, Philosophie und Griechisch. Ihre Lehrer wurden für sie lebensbestimmend, wohl auch stellvertretend für die früh verstorbenen Vaterfiguren: *Rabbi Vogelmann*, der ihr, als sie Kind war, Religionsunterricht erteilte, *Kurt Blumenfeld*, der deutsche Zionistenführer, mit dem sie ebenfalls seit der Kindheit eine fast lebenslängliche Freundschaft verband, später *Martin Heidegger*, mit dem sie sich als 18jährige Studentin in eine passionelle Liebesgeschichte verstrickte, die sie eigentlich ihr ganzes Leben nie aufgab, *Karl Jaspers*, von dem sie sagte, er habe sie «*erzogen*». Lehrer, Geliebter und Freund zugleich war auch ihr zweiter Ehemann, der ehemalige Berliner Spartakist *Heinrich Blücher*, in den sie sich 1936, im Exil in Paris, verliebte, nachdem sie und *Günther Stern* (Günther Anders), mit dem sie in erster Ehe verheiratet war, sich schon sehr von einander distanziert hatten (wenngleich sie ein Leben lang in Freundschaft verbunden blieben).

Für Hanna Arendt galt, was sie einmal schrieb: «*Treue ist das Zeichen der Wahrheit.*» Beziehungen zwischen Menschen dürfen nicht einfach gelöst, in Frage gestellt oder gar zerstört werden, denn das Beziehungsgeflecht zwischen den Menschen ist das, was Welt, Welthaftigkeit bedeutet. Das «*Anwachsen der Weltlosigkeit, das Weggleiten des Zwischen (des Interesse), die Ausbreitung der Wüste in der Welt*» sind die Bedingungen, unter denen wir leben. Dem sich entgegenstellen bedeutet, die persönlichen Beziehungen mit grosser Sorgfalt pflegen.

Doch dies genügt nicht. Es braucht ein immer wieder neu beginnendes, über die Sprache und den Austausch sich konstituierendes Handeln, es braucht immer wieder den Rekurs auf die «Natalität», auf das *Prinzip der Freiheit*, trotz aller Bedingtheiten, auf die Voraussetzung der Möglichkeit zum Neuanfang. Dabei liegt grösste Freiheit, nach Hannah Arendt, bei den *Opfern* des vorausgegangenen zerstörerischen, schuldhafoten Handelns, da allein die Opfer verzeihen können und dadurch einen Neuanfang möglich machen, für sich selber und für die Täter (oder Täterinnen).

Als Hannah Arendt am 4. Dezember 1975 in New York an einem Herzversagen starb, da war uns, die wir in ihren Fussstapfen weiterarbeiteten, als sei sie für unsere Zeit ein wichtiges Vorbild gewesen in der so schwierigen Verbindung von eigenständigem, selbstbejahendem Weg und einer ganz klaren Zustimmung zur jüdischen

Herkunft, zum Judentum, einer Zustimmung, die gerade wegen ihrer Klarheit das kritische Auge zuließ.

So bin ich nun am Schluss meiner Überlegungen zur jüdischen Frau angelangt, obwohl diese Überlegungen noch lange weitergeführt werden könnten, wenn die Vielfalt des gelebten Lebens wirklich aufgearbeitet, verglichen und erzählt werden sollte. Denn mit dem *Erzählen* schaffen wir zugleich wieder das, was mit *Tradition* gemeint ist: Wir geben weiter und bringen das Vergangene im Augenblick des gemeinsamen Daseins und Handelns, des Sprechens und Zuhörens, mit dem in der Zukunft erst Möglichen zusammen.

1 «Die Kerle wollen glücklich sein», wie Franz Rosenzweig Hermann Cohen gegenüber äusserte.

2 Alice Rühle-Gerstel. Die Frau und der Kapitalismus. Eine psychologische Bilanz. Verlag Neue Kritik, Frankfurt a.M. 1972 (Nachdruck der Erstausgabe von 1932).

3 Alice Rühle-Gerstel, a.a.O.

4 Alice Rühle-Gerstel, a.a.O.

Gespräch mit Sumaya Farhat-Naser und Danny Wieler

Brücken bauen für den Frieden

Im vergangenen Monat sind sich die Palästinenserin Sumaya Farhat-Naser und der Israeli Danny Wieler an einer Reihe von Veranstaltungen in der Schweiz vor einem zahlreichen, engagiert mitdenkenden Publikum begegnet. Unter dem Titel «Brücken bauen für den Frieden» stand auch der Gesprächsabend vom 8. Juni 1999 in der Jüdischen Liberalen Gemeinde Zürich, der von Willy Spieler moderiert wurde. Die Leserinnen und Leser der Neuen Wege kennen Sumaya Farhat-Naser als frühere Dozentin für Biologie an der Universität Birzeit (West Bank) und als Friedensfrau. Heute leistet sie ihre aussergewöhnliche Friedensarbeit im «Jerusalem Center for Women». Danny Wieler haben wir im Januarheft 1997 als Leiter des Begegnungszentrums Givat Haviva vorgestellt. Das Zentrum ist bekannt für sein interkulturelles Programm mit jüdischen und arabischen Kindern. Der Redaktor der Neuen Wege hat das Gespräch transkribiert und in der Wiedergabe redaktionell bearbeitet und gekürzt.

Red.

Das Bedürfnis nach Grenzen

Willy Spieler: Ich freue mich, dass ich dieses Gespräch «moderieren» darf. «Mode-

rieren» heisst eigentlich «mässigend einwirken». Ich habe jedoch nicht den Eindruck, dass diese «Mässigung» notwendig sein wird. Sumaya Farhat-Naser und